

Sommerfrische.

Von
Walter von Hummel.
Nachdruck verboten.

1. Ein genialer Einfall.

Die Zeiten sind vorbei, da uns Hügel trugen und wir ein Sommer dorthin wanderten, oft weit hinaus, wo uns die liebe Erde am herrlichsten erschied. Unsere bis beidseitigen und arg zersauten Fische erlauben nur mehr ein flüchtiges und ängstliches Flattern über die Straße oder von Baum zu Baum. Die graue Gegenwart ist auch nicht dazu angetan, viel von Sommerfrischen und ähnl. Dingen zu reden. Das alles scheint mit der guten alten Zeit verjunken zu sein. Die leichten und leichten Farben sind aus dem Bild verblüht, nur die dunklen und schweren geblieben. Man bringt zu nichts mehr eine rechte Freude auf; so mancher bleibt, statt in die Sommerfrische zu gehen, lieber zu Hause und verschließt sich in seine vier Wände. Ich kann ihn verstehen. Es ist nicht nur Griesgramigkeit, es sind Hemmnungen schwerer Natur.

Aber wo Kinder da sind, muß man anders denken. Sie brauchen ein wenig Luft und Licht, brauchen vor allem mehr Milch und eine bessere Verpflegung, als sie die weiß Gott, nicht immer geschickte Hand des Staates den Hasen und unternehmigen Stadtkindern in den letzten Jahren zuteil werden ließ. Da sucht man denn draußen auf dem Lande umher und fahndet nach irgend einem beschriebenen Plätzchen. Begegnlich. Wo man anfließt, ist nichts mehr zu haben. Fast überall Wohnungsnot. Und wo vielleicht etwas zu vergeben wäre, sind die Preise für die Kriegsgewinnler zurechtgeschitten. Man kann da nicht mithalten. Schon macht man sich bezieht mit dem G-danken vertraut, den langen Sommer in der Stadt verleben zu müssen.

„Urdorf“, fällt mir da eines Tages ein. Nach Urdorf könnten wir schließlich gehen. Das Gasthaus zur Linde hat einen großen, ansehnlichen Tanzsaal. Den könnten wir allenfalls bekommen. Mit einigen Vorhängen ließen sich zur Not ein paar abgeteilte Räume schaffen. Betten gibt's allerdings keine. Man müßte sich mit einem Stroplager begnügen.

Ich bin sehr stolz auf meinen Einfall. Kenne ich doch Urdorf seit vielen Jahren, da ich in dem Flusse, der sich daran vorbeischiebt, das Fischrecht besitze. Ein faucheres, freundlicher und wohlhabender Ort im Schwäbischen mit einem umfangreichen Bild auf die nahe Umgebung. Braue, tüchtige Bauern, die auch den Fremden und Städter etwas gönnen, die im Wiedeln der letzten Jahre ihren festen Halt und Stand sich gewahrt haben, die trotz Weltkrieg und aller Revolution die gleichen wie früher geblieben sind. Kommen wir dort unter, werden wir es nicht zu bereuen haben.

Weniger überzeugt zeigt sich meine Frau. Denn einen eignen Raum für uns beide, für die Kinder, für die Dienstboten will sie nicht genehmigen. Auch das Stroplager findet sie nicht verlockend. Ich rede und schillere in den schönsten Farben, ich lade Hilfe selbst bei den Antipoden. „Siehst du“, sage ich, „ich habe sogar in der Schöpfung, bei den Paläolithen geraume Zeit im Versuchungs- und Tanzhaus der Eingeborenen gewohnt und genädigt, sogar ohne alle Vorhänge, und es war, wenn man sich an gewisse Eigenschaften und Landesursprünglichkeiten gewöhnt hatte, ein nicht ungemüßes Haus, dessen ich mich gerne erinnere.“ — Aber auch diese Beweisführung wird nicht als stichhaltig anerkannt.

Da trifft es sich durch Zufall, daß meine Frau bei einer Sammelreise in die Nähe von Urdorf kommt. Sie benötigt die Gelegenheit und spricht im Gasthaus zur Linde vor. Sie läßt sich meinen angepriesenen Tanzsaal zeigen. Blickt an und fauch gehalten, hell und freundlich, mit einem hübschen Blick ins Grüne, tut er es ihr wie mir an. Aber sie kommt viel weiter als ich je gekommen. Die graue Frau Wirtin zur Linde scheint ganz ihrer Ansicht beizupflichten, daß wir nicht alle in dem einen Zimmer schlafen können. Er wird für die Kinder sowie die Dienstmädchen bestimmt. Für uns aber hat sie auf dem Boden neben der Magdhammer ein weiteres Schlafgemach. Und als Wohnraum stellt sie das Nebengemach des Gästezimmers zur Verfügung.

Nun ist auch meine Frau zufrieden, und um so mehr, als es ihr glückt, von den freundlichen Urdorfern die sechs fehlenden Betten leihweise überlassen zu bekommen. Am ersten Ferientage können sie alle reisen. Ich bin noch nicht abkömmlich und muß mich daher begnügen, meiner Familie bei der Abfahrt im Kampfgedränge ein Abschied zu erobren. Die Gesichter der Kinder strahlen. „Gute Reise und auf Wiedersehen in Urdorf!“ —

2. Erste Eindrücke.

Wacht Tage später bin ich auch in Urdorf. Ungeachtet komme ich an. Von der Wahnung weg verfolge ich den mir wohlbekannten Fußweg, der anmutig und abwechslungsreich durch Wälder und über Weiden, dem munter dahinjurennenden, durch enggedrängte Uferbäche sich hindurchwindenden Mühlbache entlang führt. Breit liegt die prächtige Wiesenfläche, in leichten Dünen gebettet, vor mir. Vor lauter ich das erste Anzeichen!

Höher steigt der Weg empor. Zur Rechten die Mühle in nimmermüder Arbeit. Ein weicher Kirchurm baut sich vor mir still ins himmelnde Blau empor. Wie die Küchlein um die Henna drängen sich dicht die Häuser um ihn. Und weiter hinaus Weiden und wogendes Korn, lachende Fruchtbarkeit, umspannt von weichen, lichten Hügel, umrahmt von dem dunklen Saum erster Fichtenwälder.

Von Urdorf kommt langsam und schwerfällig ein mit zwei Rindern bespannter Ochsenwagen daher. Der führende Knecht sitzt lässig vorn, hat Hügel und Reitsche dem braunhäutigen und braunbeinigten Bauernbuben neben ihm zu dessen Kurzweil oder aus Bequemlichkeit überlassen. Möglich, als der Bauernbub meiner anständig wird, kommt Leben in ihn. Er wirft die Hügel dem Knechte zu, springt vom Wagen ab und stürzt, die Reitsche noch in der Hand, katzbäumig und barhäuptig in hohen lebendigen Sprüngen über die typischen Kiesel auf mich zu. Nun erkenne ich ihn erst, den Bauernbuben. Es ist mein Vetter, der angehende Latener. „Zum Donner, Was, wie siehst du aus und was für Wohlgerüche wirft du der Mutter ins Haus bringen?“ Aber er hört nicht weiter auf mich, sprudelt nach der ersten freudigen Begrüßung die hundert schönsten Dinge heraus, die es alle in Urdorf und im Gasthaus zur Linde gebe. Da ist, wenn ich als Chronist meine Pflicht erfüllen soll, abgesehen von dem üblichen, landwirtschaftlichen Inventar und Viehbestande, noch eine große, junge Schärhündin, die Flora, und ein Kästchen, das habe die Mutter noch jedem einen Hasen gekauft.

Zusammen gehen der Bub und ich weiter. Verschlafen haben die beschägigen Däcker in der weichen Mittagsonne. Ringsum ein Mensch zu sehen. Sie sind auf dem Felde. Da und dort mag auch eine Familie beim Mittagessen in der kühlen Stube sitzen.

Nun kommen wir in tiefen Schatten, der von hohen Erlen gependelt wird. Ein Kares, der Hand breites Wiesenbädeln glückt zwischen Bergföhren und äppigen Wasserfällen einher, verschwindet manchmal zwischen dem wunden Grün, taucht hell und silbern wieder auf. Eine Kindergruppe, teils knieend, teils auf dem Bauche liegend, macht sich eifrig am Wasser zu schaffen. Sie fischen, erklärt mein Vetter. Aus dem Mädel löst sich nun einer los und stapft, einen Hasen in der Hand, auf mich zu. Mein Vetter. Er hätte es, wie man ihn deutlich ansieht, eilig, wird aber in diesem Verbrechen gehemmt, da er den scheinbar kostbaren Inhalt des großen Topfes für sorgfältig betreut, „Vater“, ruft er halt gegen anderen Begrüßung, „da ichan her, was für große Brillen“. Damit hält er den schätzigen schmaligen Hasen mir möglichst hoch vor die Nase. Sechs schlante, noch nicht fingerlange Fischchen sprüngen lebhaft darin herum. Ich muß sie sehr genau ansehen und beschnaen, muß sie mit Augen und Worten sornlich streicheln, mir die Fangmethoden und ihre großen Schwierigkeiten eingehend erklären lassen, um geblühend in den Stand gesetzt zu werden, der hohen Kunst und Geschicklichkeit des angehenden Fischers gerecht zu werden. Mehr allerdings als über diese Fähigkeiten meines Vetersin saune ich über ihn selbst. Wirt. verstruppelte Haare und ein von der Jagdleidenschaft erhitztes Gesicht. Hände, wie ein Kohlenbrenner oder Stumpfarbeiter. Und der ganze sonstige Bub ist schwarzgeprungen wie ein Huchen aus dem Fluße drüben. Aber das sind keineswegs die appetitlichen, vornehmen Ordensherren dieses schönen Salmoniden, es sind lauter, teils dem Grunde des Bäckstins, teils seiner leuchtenden Ufererde entflammende Dreckspeiger, die sich auf Gesicht, nackte Arme und Beine gleichmäßig verteilen. Leider auch über das weiche Gesicht, dessen weinige, noch faucher gebliebenen Ueberreste bezeugen, daß es heut morgen erst frisch angelegt worden sein muß. Aber das ist nun einmal so und nicht mehr zu ändern. Ich wünsche daher meinem Herrn Sohn Petri Heil und weiteren reichlichen Fang und gehe mit dem Kleinsten meines Weges. Bald taucht das stattliche Gasthaus zur Linde aus freundlichem Baumgrün. Davor auf einer kurz gemähten Wiese ein roter Fiedel wie ein riesiger Fingerring, oder eine große Weiberberr. Die Tochter in ihrem roten Kleide ist's, die ihre Hasen füttert. Flora, die Schärhündin, und Miese, das graue, posteriore Hauskätzchen, heßen ihr bei der Dienarbeit. Huldbolle Begrüßung. Aber wie mein zweiter für seine Fische, hat auch sie, wie ich fürchte, weit mehr Interesse für Hasen, Flora und Miese als für den Vater, der als halber Störenfried am Mande des Dorfborns aufgetaucht ist. Ich kann sie daher sichtig ihrem Väter- und Hirtenehrer weiter überlassen.

Besseren Empfang finde ich bei meiner Frau. Bald steht ich auch in meinem Tanzsaal und grüße in ihm den ersten, fruchtbaren Kern, aus dem der Baum unseres Sommerbühls geworden ist und sich zur greifbaren Lebenswichtigkeit gestaltet hat. Hell, sauber und freundlich, wie ich es nicht anders erwartet habe, präsentiert sich der Saal. Dort, wo sonst die Musikanten zum Tanz aufspielten — gottlos, daß unsere fleißigen Bauern jetzt nicht so viel Freie wie die Städter feiern —, hängen die Kleider, stehen die Schuhe der Kinder. Auch sonst werde ich freudig überrascht. Der Frau Wirtin zur Linde ist nämlich ihre Magd entlaufen, was einen Raum mehr für uns bedeutet. Auch sonst haben meine Frau und die Herrin des Hauses das Unmögliche möglich gemacht. Wie und woher sie die sah lobenswert anmutende Einrichtung

unseres künftigen Hausweilens zusammengetragen, wird sich erst in aller Deutlichkeit zeigen, wenn wir dem Dugend freundlicher Besucher ihr Eigentum wieder zurückstellen müssen. Nichts fehlt. Sogar einen „Dolcheteimer“ habe ich. Allerdings hat er, wie mit die Gattin verächtlich zuläutert, bis vorgestern zum „Zaufüttern“ gedient. Daher auch seine etwas idiosyncratische Edelpatina. Man muß sich eben zu helfen wissen. Hier will ich bleiben. Alles scheint mir anzukommen: „Willkommen in Urdorf!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück.

Diese kommt im letzten Nachen
Ueber sanften Silberwogen
Goldes Bild dahergezogen.
Die Gestade all erwachen.

Ah, da siehst's vorbei am Hasen,
Schwindet hin in Nebelsterne
Gleich dem golden Abendferne.
Die Gestade all erschauern.

August Adolff Kassau

Gottesbild.

Legende von
S. Jacoby.

Von früh bis spät war Tida beschäftigt, aus dem fels Steine zu schlagen und zu gütigen: zwei Spannen lang, eine breit, eine kleine Spanne hoch. Alle Kanten schürferade, alle Flächen in gleichem Winkel zueinander. Tida trug Maß und Arbeit im Kopf. — Während seine Hände Meißel und Schlägel führten, neigte sich sein Sinn dem Gott in seiner Brust. — Ihm weichte er Handreichungen und Schläge. Je eifriger er dem Gott huldigte, um so hurtiger fielen seine Schläge. — Mit den Jahren wurden sie unregelmäßig und unruhig.

Einmal sprach er zu seinem Gott: „Jürne nicht mir wird schwer, dich zu glauben. Alles, was ich, ist hart. Du allein bist nicht zu taufen und ungeschick. Zeige dich, wenn ich dich glauben soll!“

Der Gott antwortete: „Mache ein Bild von mir!“ Tida wehrte ab: „Ich kann Steine vom Fels schlagen und sie glätten. Doch ein Bild Gottes? Dazu reicht meine Kraft nicht.“

Der Gott ließ nicht nach: „Mache ein Bild von mir!“ Tida formte es erst im Werkst ein Mannesgesicht, gütig lächelnd, in walden Boden.

Dieses Bildchen mußte er bilden, wenn es sein Gott sein sollte. Er wagte nicht zu hoffen, es könnte ihm je gelingen. Als das Bild ihm klar war, regte sich seine Hand von selbst, es in Stein zu formen.

Er kniete nieder und betete: „Hilf mir, ungeschickter Gott! Tritt aus meinem Innern in den Stein! Bist du darin, laß meine Hand, daß sie dich finde! Bist du sichtbar, bist du einmal mehr in der Welt. Kann ich dich ehren, so ist's dein Gewinn. Doch auch der meinige. Hilf mir, mein Gott!“

Dann schlug er ein. — Die Schultern waren bald herausgehoben, auch das Antlitz im Nadeln. — Tida war fertig. Zauer waren die Wunden. „Da wird sich's zeigen“, dachte er.

Auch die Wunden ringelten sich im Stein. Tida geriet in Nauch.

Aber das Bildchen!
Was er erreicht hatte, war viel gegen den Anfang, aber nichts gegen das, was noch zu leisten war.

In mancher Stunde schalt er sich Stümper und bezweifelte. Er hielt zum Werk um anderer Stunden wissen, in denen er dem Himmel nahe war.

Das Bildchen in seiner Brust ward immer deutlicher. War es auch im Stein? — Seine Wonne stiebete seiner Hand immer ein Bild voraus.

Er mußte sie güteln, daß sie nichts verdarb. — Er löste vom Stein jeden Tag nur soviel wie die Schuppe eines Fisches, wie das Häutchen am Stengel der Butterflume.

Er nahm nicht Zeit zur Nahrung, schlief, wenn er umfand. Er zeigteit: das Bildchen war im Stein!

Es grüßte das Bildchen in seiner Brust. Steinlädeln und Brustlädeln strebten danach, eins zu werden.

Jetzt wurde sie sich nahe. Jetzt floßen sie ineinander. Schloß Tida die Lider, so sah er das Bildchen in sich. Offener er sie, so sah er das Bildchen im Stein.

Das Werk war gelungen, auch das Schwerste, das Bildchen. Ja, es war schöner noch in Stein, als in Gedanken. Die Welt war um ein Wunder reicher. Sollte er sich über den Stein bereuen?

Er kniete nieder, küßte den Rand seines Werkes und betete: „Du rieft mich auf, mein Gott. Du nimmst den Stein zum Eig. Du führtest meine Hand. Du gabst, daß ich dich sichtbar und in Schönheit ehren kann. Du heißt mich in den Himmel Dank! Dank dir, Gott!“

Eine Frau-Geschichte.

Von
Richard Kieck.

Theres Grün, die Tochter Kommerzienrats D. Th. Gr. Grün, war das schönste Mädchen Münchens. Sie hatte Seelen-Augen, Ailen-Hände, Purpur-Lippen, Rosen-Wangen und Storch-Näse. Außerdem eine halbe Million Müßig, Wäsche für zwölf Personen (Eichwäse natürlich nur) und einen edlen japanischen Seidenpinsel. Wer kann sich wundern, daß ich mich in Theres Grün rasend verliebte. Niemand kann sich darüber wundern. Wunderlich ist mich doch auch nicht, als eines Tages mein Freund, der Walter Koller, Kollermoos (kennst du ihn nicht? Walter Kollermoos,

den Begründer des Kaisermooris, Secretariat im Café Stefanie zu München, dritter Tisch, Fensterplatz), als eines Tages der Maler Kalbmoor mir das süße Geheimnis mitteilte, er... er stiehe Theres Grün, er liebe sie trotz ihrer unbeschränkten Fähigkeiten, weil allzu natürlichen Namens. Was ist dazu los?

"Moral!" sagte ich, ernstlich, wie ich nun einmal war. "Wir werden uns schlagen. Meinem Wege mit Pfenkel. Ich forche dich!"

"Bedauer!" sagte Kalbmoor. "Ich male nur mit Zehnstoßen. Im vorigen ist das mit meiner Liebe zu Theres natürlich Quatsch. Ich habe erst gestern eine Zeichnung verkauft. Da kann mich lo 'ne halbe Spießbürger-Million nicht im Geiste locken. Leben wir von was anderem."

Einige Wochen später kam Kalbmoor mit sehr de- und mehmtätiger Miene zu mir: "Du, ein Mägen hat mich zum Essen eingeladen. Sei' mir, bitte deinen Grad! Du erhältst ihn unbeschädigt zurück."

Ich bin ein guter Kerl, aber ich leide nicht gern. Aber ichente ich. So hätte ich meinem Kalbmoor viel lieber eine alte Wägelche einjährig geschenkt, als daß ich ihm meinen Grad aus nur für eine Stunde geliehen hätte. Aber schließlich, als ich mich schon im Geiste über die Sache mit dem Preis des Grad ab und er wollte auch wirklich ganz gewiß nie mehr ein Porträt von mir malen, da ließ mein Herz sich erweichen, und ich tat nach Mathieus Willen.

Mein Freund tat meinem Toilettenzimmer die Ehre an, sich sofort darin umzutun. Nach einer halben Stunde stand er genugsam und geordnet vor mir. Ich hatte die Freude, daß auch mein japanisches Obergewand sowie die beiden prächtigen Vorhänge meines Bettes den feinsten Kalbmoor schmückten. "Zieh' ihn in Frieden!" sagte ich und gab ihm meinen väterlichen Segen zu seinem gegen den Mägen gerichteten Werte.

Andem Tags kam der Grad zurück. Er war ziemlich unbeschädigt. Man sah ihm auch nicht im entferntesten an, daß sich wenige Stunden zuvor jemand darin verlorbt hätte. So war ich denn sehr überrascht, als ich ein paar Tage drauf Theres Grün an Kalbmoors Arme im Englischen Garten traf.

"Meine Braut!" riefte der Bengel vor. "Ich wäre umgehauen, hätte ich nicht einer der Stühle im Ghineilichen Turm-Restaurant bereitgefunden, meinem wankenden Leibe als Halt und Stütze zu dienen."

"Vorsorg' mit einer Kognak, Glender," sagte ich zu Kalbmoor. Der ging abwärts, das bedienende Fräulein zu suchen.

"Theres, strahlende Braut! Theres, mein Traum und mein Schirm, meines Dichtens Sehnsucht, meine Muse... Theres Grün, wie haben Sie mir das antun können?"

"Theres suchte die Ursache. Da sah ich, daß sie recht spitze Schultern hatte. Sie sagte: 'Ich habe nun gerade Kalbmoor mein Jawort gegeben. Denken Sie, ich lasse mich von einem gewissen jemand an der Nase herumführen?'"

"Was?" Ich hätte Theres an der stierlichsten aller Mädchenmienen bemerkt? Unmöglich! "Dreimal haben mir Sie eingeladen — nie sind Sie gekommen. Erst gestern wieder! Haben Sie es denn für nötig gehalten, auch nur abzufragen? Als ich Kalbmoor fragte, lächelte er beziehungsvoll, . . . D. ist: 'Wämer!'"

"Kalbmoor?"

"Er hat es ja stets übernommen, Sie einzuladen! Aber Sie: . . ."

"Kalbmoor???"

Da kam er gerade. Er hatte die letzten Worte unseres Gesprächs mit angehört.

"Ja," sagte er geizig. . . "es hätte doch aber wirklich keinen Zweck gehabt, wenn ich die Reschens' Einladung übermitten hätte. Du hast doch wohl nur . . . einen Grad, soviel ich weiß. Den brauche ich. Und da du ihn mir freundlich geliehen hast, magst du eben zu Hause bleiben. Menschenfreundlichkeit ist ein Luxus, mein Vater. Der muß bezahlt werden . . ."

Ich habe mit Kalbmoor die Beziehungen abgebrochen. Vorher aber habe ich noch festgestellt, daß Theres Grün alles eher hat als Seelen-Augen, Purpur-Lippen und Rosen-Wangen. Die Seele ist ebenso falsch wie der Purpur und die Rosen.

Es ist manchmal ganz gut, daß man keinen Grad im gesehen Augenbild verpumpt hat . . .

Neues über die Sinneschärfe der Schildkröten.

In der Biologie der Schildkröten waren bisher einige Hauptpunkte noch recht wenig geklärt. Vor allem herrschten über die Leistungsfähigkeit, ja selbst über das Vorhandensein gewisser Sinnesorgane ganz verschiedene Meinungen. Einige Forscher z. B. waren der Annahme, daß die Schildkröten einen „enormen Fernblick“, also ganz ausnehmend gut ausgebildete Sehorgane besäßen. Demgegenüber stehen nun aber die kürzlich abgeschlossenen, sehr eingehenden Untersuchungen Honigmanns, die erweisen haben, daß die Augen der Schildkröten keineswegs besonders weit sehen. Im Verlauf der Versuche zeigte sich, daß der sich den Tieren nähernde Beobachter erst in einer Entfernung von einem Meter von ihnen wahrgenommen wurde; erst durch die Bodenerstütterung, also unter Mitwirkung ihres gut ausgebildeten Gehörinnes, wurden sie dann aufmerksam und zgriffen die Flucht, wie sie denn überhaupt, namentlich in der Natur frei lebenden Schildkröten, beim geringsten Geräusch ins Wasser unterzuden oder sich im Quallenmeer vergraben. Auch das Futter, wenn es mehrere Meter von ihnen entfernt lag, wurde von den Tieren nicht gesehen. Ebensoviet beschäftigte sich die bisherige Annahme von der, dem menschlichen Auge überlegenen Sehstärke des Schildkrötenauges in trübem Wasser, da die Tiere im getrübbten Wasser überhaupt nichts sehen, dagegen das im Wasser befindliche Futter mit dem Geruchsinne sehr gut wahrnehmen konnten. Diese Beobachtung ist nun gerade deshalb beachtenswert, weil sie jetzt noch gar keine sicheren Feststellungen über ein Geruchsvermögen der Schildkröten vorliegen. Gleichwohl besitze die Schildkröte einer gut ausgebildeten Geruchsinne; denn bei einer Vergleichsprüfung über die Leistungsfähigkeit des Gesichtes- und Geruchsinnes zeigte sich nicht nur deutlich, daß ein Geruchsinne vorhanden ist, sondern bei den meisten Tieren ebenfalls deutlich sogar ein Ueberwiegen des Geruchsinnes dem Ge-

sichtsinne gegenüber. Man kann auch annehmen, daß der Geruchsinne bei der Paarung der Schildkröten miteinwirkt, da bei vielen Schildkrötenarten die beiden Geschlechter sich äußerlich fast gar nicht voneinander unterscheiden.

Noch weniger als über den Gesichtes-, Gehör- und Geruchsinne der Schildkröten war bisher über ihren Geschmacksinne bekannt. Die Beobachtungen Honigmanns stellen indessen ganz das Vorhandensein dieses Sinnes einwandfrei fest. So fraßen oder bevorzugten manche der Versuchstiere immer nur eine ganz bestimmte Futterart, wie beispielsweise Mehl- oder Regenwürmer, während sie Fischfleisch verachteten. Auch dann, wenn man die Würmer oder Säugtierfleisch mit dem Fischfleisch vermischte, wurde das Fischfleisch nicht mitgefressen. Manchmal kam es auch vor, daß eine Futterart eine zeitlang abgelehnt wurde aber auf einmal wieder aufgenommen wurde; gelegentlich wurde auch Obst gern gefressen. Man kann also ohne weiteres bei den Schildkröten auch einen gut ausgebildeten Geschmacksinne annehmen. Einen Beweis für diese Annahme liefert zudem die Tatsache, daß kein einzelartiger Geschmack, sondern sogar bei den Tieren ein und derselben Gattung eine ganz individuelle Geschmacksvorliebe, die ihrerzeit wieder zeitweilig wechselt, beobachtet werden kann.

Die Industriestadt

Von Johannes Heinrich Braach-Duisburg.

Morgen.

Ein Heer von Leuten zieht die Sonne auf, ein Heer von Leuten zieht sie an Wädhinen: Nun Tagewerk beginne deinen Lauf, wir sind gefürkt zum Dienen.

Drauß du auch wie ein Ungeheuer: Fährtil, faucht ihr wie Drachen, hämmer, Kränge, Schwingen, stampf, d. n. e. t. — das ist göttliche Müht uns wie Weltalltungen. Dem Bauer eine auf bestelltes Land, dem Seemann gute Fahrt auf Wellenwegen — uns Mut und Wille, Kraft in Geist und Hand uns für die Sache Segen.

Mittag.

Sprühende Spritze, glimmendes Eisen, zuckender Väder rauchendes Kreisel, Bruder, wir hämmen die Ache der Welt. Erde, was wärst du, wenn Säule nicht wären, jungen Fiedre zu deinen Altären, schmiedende die Egge, die Fiedre bestell.

Sulen laufen durch Maschinen und Joine, hammernde Farben wie funkelnde Sterne, inarrnder Bolzen, knirschender Scher. Bruder, wir wehen des Himmels Bahnen, wickeln der Meier Feise und Fasnen, bilden und bauen die Maske der Zeit.

Worte in Rollen, greifendes Fassen, Formen verdrängen, Weisen und Pafen, Bruder, wir sehen so Egre wie Recht. Leben und schaffen, Werte erkunden, Seele und Körper der Arbeit geben, Bruder, wir zimmern der Zukunft Geschlecht.

Abend.

Sinkende Sonne im Westen, Türme und Giebel rot, Wipfel golden umfloßen, Brüden mit Gold begossen, golden Schiffe und Boot.

Segnende Pfeiler des Abends lünden Frieden und Ruh, hemmen Wellen und Waden, schließten Geschäfte und schlagen Tote von Werten zu.

Nacht.

Star hieren Häuser!Houetten, vom Pfalter gleißt des Mondes Glanz zurück, und wo sich Blüten in den Winden wegen, wo Büche sich an Zäune schmiegen, singt eine späte Melodie von Glüd.

Von Glüd. Und soviel Menschen schlafen, nur ein Gesicht hat ihres Traumes Scher: Einmal Zufriedenheit aus Nollen schärfen, sich Ruhe, Ruhe gönnen dürfen und aller Bitterkeit geboren sein.

Bunte Zeitung.

Englische Völkerverwanderung nach dem Kontinent. Die englischen Blätter melden, daß der Reiseverkehr nach dem Festland in diesem Sommer eine Höhe erreicht hat, die selbst die Frequenz vor dem Kriege weit übersteigt. Man läßt die Zahl der täglichen Ueberfahrten auf 10 000. Als Hauptursache wird die Aufhebung der Reisebeschränkungen durch die meisten in Betracht kommenden Länder angegeben; auch das durch die langandauernde Hitze erhöhte Erholungsbedürfnis muß das Seine dazu beigetragen haben. Als Reiseziele werden vor allem Frankreich und Italien genannt. Die französischen Seebaaberte sind überall; dorthin kommen auch viele Reisende, die die landlicheren Landschaften besuchen wollen. Die englischen Blätter heben hervor, daß trotz der günstigen Valutoverhältnisse nur ein kleiner Teil der Reisenden Deutschland aufsucht, und sie sprechen das von Erfahrungsungen zu, die bei uns noch dem Reiseverkehr bereit werden.

Londoner Preise für alle Wädel. Bei Christi's hat, wie dem „Kundwanderer“ aus London berichtet wird, eine Kollektion herrlicher Chippendale-Wädel an einem Tag 35 000 Pf. St. ergeben. Sehr unpraktisch waren kein Solas und vier Stühle in braunem Leder aus der Werkstatt des Meisters,

die der Marquis von Hertford auf den Markt gab, und die Mr. Partridge um 3100 Guineen kaufte. Hebrigens erwarb Partridge letzte Woche bei Gethely's eine der beiden Chippendale-Kommoden aus dem Besitz Lord Townshend's, die zusammen 5900 Pf. St. einbrachten. Ein anderer Wädel, Sofa, Armstuhl, sechs Stühle und eine Fußbank, ging an Haas (3650 Guineen). Zwei Wanduhren ergaben 530 Guineen (Simons) und vier Lehnstühle und zwei Spielische 700 Guineen (Mallet). Sehr begehrt waren auch die vorhandenen Laubmole der altenglischen Schule; zwei Kommoden gingen um 1300 Guineen an Pearson, während Jones, Paris, einen kleinen Louis-Quinze-Tisch, ebenfalls aus dem Herford'schen Besitz, um 510 Guineen erwarb. Auch der Herzog von Beaufort ließ am gleichen Tage Wädel verkaufen. Zwei laidiere Schreitische kaufte Mr. Lennox für 800 Guineen, Partridge vier Stühle um 600 Guineen. Mitters acht Stühle um 580 Guineen, Grant eine Kommode 460 Guineen. Ein Louis XVI.-Kommode mit der Intarsieffert Jean Henri Rieseners wurde von Suggins für 2200 Guineen erstanden.

Räselecke.

Preisrästel.

In der Lösung dieses Räfels kann sich jeder Abonnent der Saale-Zeitung beteiligen. Der Lösung muß die Abonnements-Quittung beigelegt werden. Beteiligen sich die Leser ältere an der Lösung von Preisrästeln, so machen sie den Bemerkt, daß sich die Abonnementsquittung in unseren Händen befindet. Es kommen für jedes Preisrästel fünf Hauptpreise (gute Bücher) und fünf Trostpreise (begehrtere Bücher) zur Verteilung. Die Lösungen müssen spätestens Donnerstag in unseren Händen sein.

Münzengere-Probleme.

Jeden Münzen sollte auf fünf gerade Linien so verteilt werden, daß auf jeder Linie 4 Münzen liegen. Wie macht man das?

Begierbild „Wo ist der Antreiber?“



Schery-Rebus.

Was ist das?



Auflösungen aus der vorhergehenden Räselecke.

Auflösung des Preis-Räfels.

Hüte, Hüte, Hüte, Güte, Güte, Gut, Gut, Gut, Hans.

Richtige Lösungen sandten aus alle: M. Beder, Ch. Beller, D. Bichoff, J. Buchwald, M. Blasi, A. Breitter, P. Ercke, Helm. Friedrich, Ferd. Gotschall, Frau A. Hartung, C. Henrich, Joh. Heintze, D. Heintze, Charlotte Hummel, Fr. Jinte, Frau S. Kleinode, L. Meusel, A. Müller, Paul Müller, Fritz Nisching, D. Rietz, Alexander Rubel, Georg Sachs, Söhr, E. Schaffner, F. Schärer, Paul Schlicht, Frau Bra Schöde, Frau Elise Schröder, E. Schröder, Frau A. Etange, Frau Marie Weg, Joh. Voigt, A. Wolzow, B. Zeumer, Frau M. Jinte.

Ron auswärts: Volker Jacobson, Cöthen; D. Hoernow Dierich, E. Schulz, Gröbenhaußen.

Die fünf Hauptpreise erhielten: Otto Bichoff, Herbert Gotschall, Georg Sachs, F. Schärer, B. Zeumer.

Die fünf Trostpreise erhielten: W. Blad, Frau Hartung, Frau Elise Schröder, E. Schulz, Frau Marie Weg.

Die fünf Hauptpreise sind: „Gedächtnis“ von Guy de Maupassant, „Aaren“ von Georg Wenzig, „Hans Sachs Komödien“ von Gustav Kuchard, „Freunde“ von Erdmann-Gebart, Drei Erzählungen von D. W. Grigorowits.

Die Fünftener wollen sich ihre Teile am Montag, den 8. Aug. in unserer Redaktion, Große Brauhausstr. 17, I. Stock, abholen, den auswärtigen Gewinnern werden die Preise zugesandt. Ein Umtausch der Bücher kann unter keinen Umständen gestattet werden.

Auflösung des Bilderräfels.

„So der Mensch sich selbst bleibt, bleibt ihm viel“.

Auflösung des Begierbilds „Wo ist der Antreiber?“

Bild umdrehen, dann links zwischen Steinen und Sträuchern.